

(Nachdruck verboten.)

22]

## Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Bock.

Wider Erwarten nahm der Dokheimer die Mitteilung gelassen auf, ja, sie gab ihm willkommenen Anlaß, mit dem Karges, den er haßte, ganz zu brechen.

„Ich verstaun mich gar net“, sagte er, „Dein Vater glaubt an nix, und so einem Menschen is alles zuzutrauen. Ich möcht net in seiner Haut stecken. Wo der emal hinkommt, da is Heulen und Zähneklappern. Bei mir is er ausgetan. Das mag er sich merken. Ez mit dere Hypothek, das heißt doch nix anders: der Karren is in Dred gefahren, und ich soll den Fuhrlohn bezahlen. Wie is es dann, wann alles schibes geht?“

„s geht nix schibes“, entgegnete der Maß. „Ihr seht doch, ich sein bei der Hand und laß nix verkommen. Wann Ihr mich ez stecken laßt, ja no, dann kann ich's auch net ändern. Ich wollt mich von dem Judd ledig schaffen, weiter nix.“

Der Dokheimer beabsichtigte nicht, seinen Tochtermann im Stich zu lassen. Einmal hatte er von dessen Tüchtigkeit und Befähigung als Landwirt vollgültige Beweise, dann konnte er ihm wohl nachfühlen, wie peinlich es war, von der Gnade des Moriz Edelschild abzuhängen. Ueberdies, wenn er ein Opfer brachte, tat er es auch für sein Kind.

„Mein Vater und mein Ellervater“, sagte er, „haben von Hypotheken nie nix gewußt, und ich hätt meiner Lebtag kein Kapital aufgenommen. Ez für Deinen Vater seine Söhlinge seist Du net verantwortlich. Und von dem Judd mußt Du los, das is emal klar. Machst Du das Feld auch als emal zwerch, ich will mich net mit Dir verkrämern“. In Gottes Namen geh bei die Kass'. Von mir aus leg ich Dir nix in den Weg.“

Die Verhandlung wurde zum guten Ende geführt. Nachdem die Formalitäten erledigt waren, verabsolgte die Darlehnskasse an den Maß achttausend Mark, und der Moriz Edelschild erhielt sein Geld.

„s hätt gar net preßiert“, empfahl sich der Händler höflich, ja respektvoll. „Weißt Du, was ich zu meinem Schwiegersohn gesagt hab? Simon, hab ich gesagt, der Maß hat Chain\*\*“) und is in allem kumplett. Kunststück, hat mein Schwiegersohn gesagt, wenn einer hat Rassel und Chain, wird er von selbst ein reicher Mann. Wie heißt, er wird ein reicher Mann? hab ich gesagt. Der Maß is schon ein reicher Mann. Nu, ich denk, wir tun noch manchen Handschlag miteinander. Sie sollen kommen und Dir anbieten, was sie wollen, ich werd sein billiger. Mein Schwiegersohn wird sagen, Vater, du bist meschugge. Wie kannst du handeln ohne Rußen? Ich bin wirklich meschugge, werd ich sagen, aber ich hab mir emal vorgenommen, ich mach mit dem Allendörfermas das Geschäft. Also, wenn Du was brauchst, bin ich da. Und kannst haben, sobiel Du willst.“

Der Maß schwieg, und dem Moriz schwante, daß er seine Rolle auf dem Hof des jungen Bauern ausgespielt hatte. —

Auch dem Saumpeter, der drauf und dran war, sich als Schmarozkerpflanze einzunisten, wurde bedeutet, daß man seiner nicht mehr bedürfe. Ergrimmt zog er ab und warf sich der Politik in die Arme. Als Sendling des Karges wanderte er von Dorf zu Dorf und machte für dessen Kandidatur als Landtagsabgeordneter Stimmung. Mit ein paar eingelernten Redensarten wußte er sich ein wichtiges Ansehen zu geben. Regelmäßig klang sein Werben in die Worte aus: „Nicht die Sozialdemokraten, wir vom Bauernverein sind die Partei des arbeitenden Volks. Das Volk soll selbständig werden, soll sein Heil nicht von den vorgelegten Behörden, sondern von seinen Vertretern im Parlament erwarten. Darum wählt einen Abgeordneten, der Wein ist von eurem Wein und Fleisch von eurem Fleisch und sich ins Zeug wirft für euch. Der Zacharias Allendörfer ist euer Mann!“ —

\*) veruneinigen.  
\*\*) Verstand.

Am Tage der Brait hatte die Mariann gelobt: „Ich tun meine Arbeit und sein still.“ Mit diesem Vorsatz war sie auch in die Ehe getreten. Aber schon bald nach ihrer Verheiratung wurde ihr „Stillsein“ auf eine harte Probe gestellt. Seit Jahren war die Milchwirtschaft ihre Domäne. Jeden Morgen erschienen die dicke Bette und das budlige Wiselchen und nahmen die Milch von ihr in Empfang, um sie in die Stadt zu bringen. Das sollte mit einem Mal aufhören. Der Maß hatte mit der Genossenschaftsmolkerei in Grünberg einen Vertrag abgeschlossen, wonach er verpflichtet war, seine gesamte Milchproduktion an diese zu liefern. Als er der Bette und dem Wiselchen hiervon Mitteilung machte, erschrafen sie und erhoben ein Jammergeschrei. All die Zeit her habe der Dokheimer ihnen die Milch verkauft. Daß er die besten Milchkühe halte, sei ihren Abnehmern wohl bekannt. Beschlefen sie mit ihrem Lieferanten, müßten sie gewärtig sein, ihre Kundschaft und ihr Brot zu verlieren. Der Maß zeigte ihnen in aller Gemütsruhe seinen Kontrakt und sagte: „Ich sein mir selbst der Nächst! Die Milch is auf'm Hof verkrümmelt“) worden. Hier habt Ihr's schwarz auf weiß, was mir die Molkerei auf die Zündspann legt. Ez trollt Euch und seht zu, daß Ihr Euer Sach sonst woher kriegt.“

Bei der lauten Auseinandersetzung, die vor dem Stall stattfand, war die Mariann nicht zugegen. Sie wußte, daß ihre Vermittlung zwecklos gewesen wäre. In dessen hatte sie von der Ecktube aus, ohne daß sie selbst bemerkt wurde, jedes Wort gehört.

Wie sie nun die Bette und das Wiselchen, die sie seit frühesten Tagen kannte, trostlos den Hof verlassen sah, blutete ihr das Herz, und sie fühlte eine brennende Scham, daß ihr, der Tochter des Bernhard Dokheimer, verwehrt war, den armen Frauen zu helfen.

Zimmer mehr trat zutage, daß der Maß seine Frau überall da beiseite schob, wo sie selbständig gewirtschaftet hatte. Eifrig wachte er darüber, daß alle Fäden des Betriebes in seiner Hand zusammenliefen. Die Mariann war die Vermögendere in der Ehe, er hatte den väterlichen Hof mitgebracht, aber auch die Schulden, die darauf ruhten. Diese Ungleichheit bedrückte ihn so lange, bis er in seiner Geschäftsklugheit und Arbeitskraft das Gegengewicht fand.

Es bot sich Gelegenheit, die Bläß, seines Schwiegeraters Lieblingskuh, nach Bobenhausen zu verkaufen. Die Mariann bat ihn, er solle das Tier behalten.

Er schlug's ihr ab.

„Dein Vater“, sagte er, „hat sieben Karlin für die Bläß bezahlt, und ich kann zwöls kriegen. Das wär ein schön Gselstück, wann ich die fünf Karlin für nix achten tät.“ —

Als die Kuh fortgeschafft wurde, stürzten der Mariann die Tränen aus den Augen. Dem Maß regte das „Gebler“ in Gegenwart der Bobenhausener Bauern die Galle auf, und ein Hagel harter Worte prasselte auf seine Frau nieder.

Unter all diesen Kränkungen litt die Mariann. Der Maß aber währte, hinter ihrer traurigen Miene berge sich Kränklichkeit oder Verger.

„Wann man die Neidsäd im Dorf hört“, sprach er sich bei seiner Mutter aus, „sollt man meinen, ich hätt alles Glück in der Welt gepacht. s is ja wahr, ich hab einen schönen Hof. In einem Teil sein ich aber doch schlecht angekommen. Da is die Mariann. Ich weiß net, is sie kränkerlich, oder stellt sie sich nur eso. Wann ich keimkomm, sitzt sie wie ein Häufchen Unglück da. Manchmal schludt sie auch nach Luft. Lezt wollt ich ihr den Säuhirtekarl, den Tronfenträger, schicken. Sie wollt aber nix von ihm wissen. s heißt als, in der Ehe schaft soll die Frau den Mann zurecht bringen. Ez die Mariann is dadezu net geschaffen. Gott sei Dank, ich brauch's ja auch net. Jed Wort muß man aus ihr herauspeken. Ich glaub als, s is der reine Trost, daß sie net mehr so kommandieren kann wie früher. Diesen Morgen erst hab ich gesagt: „Kohmord-säckerment, sein wir dann hier in einer Mühl, daß ich dich alles zweimal fragen muß?“ Und sein so voll Dampf gewest, daß ich ihr am liebsten ein paar ausgewischt hätt. Aber die zerbricht einem ja in der Hand.“

„Maß“, beschwichtigte die Allendörferin ihren Sohn, „s raucht emal in jeder Küch. Du sollst Dich wahrhaftig net be-

\*) unter dem Preis abgegeben.

schweren. Dir is das Werk nur so in Schoß gefallen. Du sitzt in der Woll und hast für Dein Lebtag ausgeforgt. Weißt Du, was Not is? Gelle, nee. Ich weiß es. Wie mein Vater bergant' worden is und hier ankam wie das Leiden Christi und sich als Knecht anbieten tat, da wußt ich, was Not is. Dessertwegen sei net unversonnen und dank Deinem Herrgott, daß er's so gut mit Dir meint. Eh mit der Mariann, wann man's recht betrach't, das sein doch nur Lappali. Sie is ja ein wink' wunderbarlich. Mußt Dich halt in sie schiden. Ihr Mannsleut wollt gleich mit dem Kopf durch die Wand. Allewege geht das net. Eh sprichst Du, die Mariann schluck' manchmal nach Lust. Das schwäxst Du so hin und denkst Dir nir' debei. Meinem Verstand nach is was im Anzug. Und da gehört sich's, daß Du ein Aug' zudrückst. Wann ich bei sie komm, will ich emal spelesiern."

Dem Maß dachte, seine Mutter sei gar nicht so dumm, wie sein Vater sie hinstellte. Wenn ihre Mutmaßung richtig war, hatte er alle Ursache, seiner Frau mit Gültigkeit zu begegnen.

Eine Zeitlang hielt er sich auch in Schranken. Als sich dann herausstellte, daß die Mariann gar nicht in Hoffnung war, zeigte er sich wieder als der alte. —

Was der Mariann verblieb, waren die Führung des Haushalts und die Pflege des Vaters. Diesem ihr Leid zu klagen, wagte sie nicht. Seitdem der Bernhard Dogheimer, wie er scherzhaft äußerte, als „Faultier“ beim Ofen saß, hatte sich sein Gesundheitszustand merklich verschlechtert. Zum Säuhirtekarl, der mit seinen Mittelchen beisprang, sprach er: „Wie wunderbarlich hat unser Herrgott doch alles eingerichtet. In der Bibel steht: im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Von der Zeit an, daß ich mir keinen nassen Budel mehr hol, schmeckt mir das Essen net. Arbeit is das halbe Leben. Fast gereut mich's, daß ich meine Sach schon abgeben hab. Alleweil gehörn ich bei's alte Eisen und sein zu mir mehr nuß.“

Sonntags, wenn der Maß im „Pflug“ seinen Schoppen trank, der Dogheimer auf seinem Sorgenfessel eingenickt war, wanderte die Mariann zum Lindgesborn hinaus und spann sich in ihre Gedanken ein. Wie lang war's her, daß sie mit dem Fried zum letztenmal hier gefessen hatte? Bald ein Jahr. Du liebes Gottchen, wie die Zeit verging! Unlängst war der alte Widelmeyer in der Stadt gewesen und hatte ihr mancherlei erzählt. Beim Schneidermeister Homeier hatte er eine Bestellung gemacht. Der lobte seinen Gesellen, den Fried, durchs' Abc. Das sei ein fleißiger, friedfamer Mensch. Und besonders ehre ihn, daß er jeden Groschen, den er übrig habe, seiner Mutter schide. Von den anderen Gesellen, die mit ihren Mädchen gingen und ihr Geld ins Wirtshaus trügen, halte er sich abseits. Sein Lehrherr, der Meister Unverzagt, in dessen besonderer Gunst er stehe, habe ihm eine Stelle im Bayerischen ausgemacht, in einer großen Kleiderfabrik. Nächstens werde er sein Bündel schnüren. Ihm, dem Homeier, tue es herzlich leid, daß er ihn verliere. So hatte der alte Widelmeyer berichtet, und sie hatte mit glühenden Wangen gelauscht, denn es verging kein Tag, keine Stunde, daß sie nicht an den Fried dachte. Gottlob, er war geachtet, und es glückte ihm. Hier im Dorfe hatte er kein Kummer gehabt. Wer galt hier etwas? Wer auf seine Familie pochen oder mit Markstündern rappeln konnte. Aus Angst, daß sie Ernst machen würde mit dem Kalmud seinem Bub, hatte sie der Vater in die Ehegeschafft mit dem Allendörfermaß getrieben. Und wie war's ausgefallen? Die Schwiegerväter lebten in Feindschafft, der Maß hatte sich als rückwärtsloser Selbstling entpuppt, der ihr allen Lort antat. Ihr Vater war bei allen seinen Raupen im Grunde ein guter Mann und in Vielem den anderen voraus. Aber daß er sich hinwegsetzte über das Bachhausgeschwätz, dazu fehlte ihm der Mut. Ehrlich gesagt, ihr fehlte er auch. Sonst hätte sie sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, einem Manne das Jawort zu geben, der ihr in der Seele zuwider war. Nun lastete das Ehekreuz auf ihr, so schwer, daß sie oftmalig zusammenbrach. Gewiß, der Herrgott führte sie, allein sie verstand ihn nicht. Das Traurigste war, in so einer schlechten Ehegeschafft wurde man selbst schlecht. Erbitterung, Quersinn und Gortigkeit begannen in ihr Wurzel zu fassen. Manchmal kam's ihr vor, als wäre sie nicht mehr die alte Mariann. 's konnt' nicht ausbleiben, daß sie zuletzt ganz „umgewendt“ war. Nein, doch nicht ganz. Ihre Herzkammer war ihr Ausgeding. Zu der hatte nur einer den Schlüssel, der Fried. Und würd' ihn behalten in alle Ewigkeit. Wie sie ihn kannte, würde er nicht in die Fremde gehen, ohne von seiner Mutter Abschied zu nehmen. Sie wollte sich hinter den alten Widelmeyer stecken. Der sollte ihr gleich Bottschaft

bringen, wenn der Fried kam. Noch einmal mußte sie ihn sehen und sprechen.

16.

Woche für Woche hatte Dine, die Magd, vergeblich auf Nachricht von ihrem Schatz gewartet. Sie forschte einen Mann aus Bellersheim aus. Der sagte, dem Henner seine Leute seien nach Amerika ausgewandert, auch sei ihm nichts davon bekannt, daß der Goliath sich in seinem Heimort aufgehalten, geschweige daß er dort Acker gesteiigert habe.

Trotz dieser verdächtig klingenden Auskunft gab die Dine keinem Argwohn Raum, wohl aber beschlich sie die Sorge, es möchte ihrem Bräutigam etwas zugestoßen sein. An jenem Abend nach dem Kriegerfest trug er das viele Geld bei sich, leicht möglich, daß ihn Strolche überfallen hatten, ihm gar aus Leben gegangen waren. Schreckhafte Bilder verfolgten sie. Sie sah den Henner am Boden liegen und die Neuchler mit ihrer Beute die Flucht ergreifen. Einmal nachts war's ihr, als schaue ihr Diebster mit einer klaffenden Wunde am Kopf zum Kammerfenster herein. Da schrie sie so laut, daß alles wach wurde im Haus. Am anderen Morgen schlich sie in ihrer Angst auf Umwegen zur Aulerhaut, wo die Hütte der alten Wannigen stand. Diese war die einzige im Dorfe, die um ihren Verspruch mit dem Henner wußte. Ihr verdankte sie das Haubermittel, das den Knecht zahm gemacht hatte, vielleicht daß sie jetzt wieder Rat schaffen konnte. —

Das Verdienst, die alte Wannigen als Heze festgenagelt zu haben, schrieb sich der Bäderphilipp zu. Er hatte unter dem Einlaß seines Hauses einen Kranz von Hexentraut aufgehängt. Der drehte sich wie von Geisterhänden bewegt. So oft die Wannigen vorbeikam, stand der Kranz still. Daß sie zur Hexenschafft zählte, daran war nicht mehr zu zweifeln. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Feinde im Haus.

Von Koda Koda.

In der Zeit, die unsere Großväter loben, damals, als noch die alte Militärgrenze bestand, war die Kommunikation Rufitsch die zweitreichste bei uns in Kjanji. — Und zur Zeit, da unsere Väter kleine Jungen waren, und die Grenze im dreieinigem Königreich aufging, um nimmer wieder zu erstehen, klagte Lajo Rufitsch seinen Bruder Andrija auf Teilung des Erbgutes, setzte seinen Willen durch, und aus der schönen Kommunikation wurden zwei Bauernlöhne, nicht größer, als viele andere auch. Größer nicht, nur weniger gut eingerichtet. Denn einen Apfel, den kannst Du mit einem Messer in Hälften schneiden. Ein Bauerngut aber — ist ein ander Ding. Man kann nicht sagen: Andrija, Dir gehört das Bohnhaus, der Weinberg und die Wieje; Lajo, Dir der Schweinestall, die Felder und der Hof — sondern es muß die Grenze in vielfachen Winkeln und Sprüngen kreuz und quer gezogen werden, just durch die halbe Tenne, mitten durch den Garten, über den Keller hinaus aufs Wasser, das Ackerland und die Weidtrift, damit jedes von jedem den gebührenden Anteil kriegt. — Und so geschah's. —

Als vermesssen war, nannten Lajo und Andrija den Herrn Geometer gleichmäßig einen Gauner. Kein Zweifel also, daß er gerecht vermesssen hatte.

Nun fing der Unfrieden bei den Rufitsch an. Selbstverständlich! Lajos Sautoben bildete eine Enklave im Gebiete Andrijas. Lajos Sau wußte das nicht, kam einmal aus und fraß Andrijas' Maiskolben. — Andrija warf ein Beil nach ihr, kam aber hinten ab und hackte ihr nur das Ringelschwänzchen herunter. War auch ein Glück für ihn. Denn Lajo klagte ihn wegen boshafter Beschädigung fremden Eigentums, fiel aber durch, weil der andere nachwies, das Schwänzchen habe sich zur Zeit der Tat auf seinem Grund und Boden befunden.

Jetzt war die Reihe, Rache zu nehmen, an Lajo. Andrijas Maulbeerbaum reichte mit einem Ast zu Lajo herüber. Das nahm Lajo wahr und schüttelte von diesem Ast die Beeren ab. Andrija klagte und verlor glänzend.

Am Tage nach der Verhandlung trafen sich die Weiber der beiden Brüder am Brunnentrog, durch dessen Ritze die Grenze ging, und schlugen sich gegenseitig nasse Fexen an die Köpfe. Dann heulten sie und riefen ihre Männer herbei. Lajo, der eben Sliwowich hob, hieß seinen Bruder einen Räuber und verfluchte ihm den Teufel und die Herzen. Andrija antwortete mit einem gortigen Wunsch auf die Sonne, das Taschmesser und den Dubsack des Bruders. Darüber ward Lajo zornig und nannte Andrija einen — Abvolaten!

Einen Abvolaten!!!

Am Morgen darauf, lang bevor die Sonne aufgegangen war, fuhr Andrija aus den Federn, fing seine Stuten ein, die im Zweifelsgarten grasen, löste ihre Fesseln und spannte ein. Er ging ins Haus zurück, wo noch die Ehehelfte schlief, und schnürte seine flinken Füße in Bundschuhe. Er langte die Weidtasche vom Nagel, tat Brot, grünen Paprika und Knoblauch hinein und oben auf eine Tschutora (flache, runde Holzflasche) voll wasserhellen,

neuen Schnapjes. — Da sah sein Weib, daß er sich zu einer weiten Reise rüste.

Mit Hej und Hollah gings in die Stadt.

Vor dem Hause des königlichen öffentlichen Notars und Verteidigers, des Herrn Doktor Bilim Schenhofr, hielt Andrija. Er war merkwürdig kleinlaut. Ja, er puhte sogar die Schuhe ab, ehe er mit der Miene eines verprügelten Buben an die Tür pochte, hinter der sich — er kannte das! — eine begehrlische Juristenhand nach Vorschub streckt. Am liebsten hätte er sich betruzt. Auf wiederholtes Klopfen ertönte endlich ein unwirschcs „Gerein!“

Doktor Bilim Schenhofr sah sich um und gewahrte mit Freuden eine alte gute Kundschaft. Wohlwollend leuchteten seine Augen durch die große Brille, die dem armen Andrija schon so oft imponiert hatte und heute wieder imponierte. — „Ah, guten Tag, Pate!“ sprach der Herr Doktor. „Was führt Euch zu mir her? Seid Ihr etwa abermals der Teilung wegen gekommen?“

Andrija verstand ihn nicht ganz, denn der Herr Doktor sprach das Kroatische ein bißchen zu schriftmäßig, dazu noch mit einem aufdringlichen Anflug an die Mundart seines Großpapas, des alten Wilhelm Schönhofers, der aus dem Schwabenland nach Schymien gekommen war. Nur so viel mußte Andrija, daß er nach seinem Begehre gefragt worden war. So erzählte er denn unständlich, wie er mit seinem Bruder Laso uneins geworden. — („Weiß schon! Weiß schon!“ wehrte der Doktor vergebens.) Was seine Schwägerin, die Manda, für ein böses, nichtsnutziges Weib sei; wie Lasos Zweiter, der Franjo, immerfort Äpfel stehle und Steinden nach Andrijas Truthühnern werfe, und kam so endlich auf die letzte Balgerei zu sprechen, bei der ihn Laso einen Advolaten geheißt habe.

Der Doktor zog die Brauen hoch, nahm ein Papier vor und verlangte zehn Kronen für die Aufnahme der Information. — Wann sich das alles zugetragen habe?

„Gestern!“

Und welche Schimpfworte Laso nachweislich gebraucht habe? „Er hat mich“, rief Andrija erregt, „einen Advolaten genannt, das kann ich beschwören!“

„Und sonst nichts?“

Sonst auch noch allerlei — aber daran erinnere er sich nicht mehr.

Der Herr Doktor zog die Brauen schier bis hinter die Ohren und schrie: „Ja, Mensch, glaubst Du denn, daß die Bezeichnung Advolat eine Ehrenbeleidigung involviert?“

Andrija verstand wieder keine Silbe.

„Glaubst Du“, fuhr Schenhofr fort, „daß Du einen Hagen kauft, der Dir Advolat sagt? Ist denn das nicht ein ehrenhafter Stand?“

Andrija sah verwundert drein.

„Da müßte ich ja jeden Hagen, der zu mir kommt. — Was fällt Dir eigentlich ein, dummer Kerl? Willst Du mich zum besten halten? Oder bist Du wirklich so verbohrt, daß Du Ernst machst, Salunké?“ — Als der Born noch mehr wuchs, fing er gar deutlich an, weil ihm das besser von der Leber ging: „Marisch 'naus, Du Bauernschädel! Und daß D' Dich mir nie mehr nicht zeigen tust, sonst bist an d' Luft g'sogen, eh', daß D' no „Muh“ g'macht hast!“

Traurig und troziger denn traurig stieg Andrija wieder in seinen Wagen und galoppierte nach Hause.

Laso, Manda und des feindlichen Ehepaars Monatslöhner standen vor der Tür. Weit her schon drohte ihnen Andrija mit der Peitsche und rief: „Ha, Ihr Advolaten! Ich werde Euch lehren, ehrliche Leute Advolaten schimpfen!“

Laso wollte sich auf ihn stürzen, aber Manda hielt ihn zurück. „Klag' ihn lieber“, rief die Kluge.

Just wie tags zuvor Andrija, stand jetzt Laso vor der Tür Doktor Bilim Schenhofrs, puhte seine Bundschuhe und pochte an. Der gleiche freundliche Blick durch dieselbe Brille begrüßte auch ihn. Dieselbe Hand begehrte den gleichen Vorschub. Es folgte auch die gleiche Information. Nur war diesmal Stana, Andrijas Weib, eine böse, nichtsnutzige Trude und der Sprecher selbst durch die Beschimpfung Advolat s. arg ins Herz geschnitten. Aber das, was folgte, war kürzer als gestern: diesmal warf der königliche Notar seinen Klienten eigenhändig hinaus und setzte für diese Mühe nicht einmal einen Posten in die Vormerkung.

Und auch den Laso erwarteten wieder seine Feinde vor der Tür: Andrija, Stana und der Monatslöhner. Aber Laso drohte nicht mit der Peitsche. Er hielt nur, sprang auf den Bruder zu und gab ihm ein Kopfstück. Ein Kopfstück — ein Türke wäre blind davon geworden.

„Eh“, dachte Andrija, „diesmal gehst Du zum Bezirksrichter selber.“

Und er tat es. Der Herr Richter ließ ihn nach kaum zwei Stunden Wartens vor. „Was willst Du?“ fragte er.

„Hochmögender Herr, unser seliger Vater —“

„Laß ihn ruhen! Sag mir kurz und bündig, um was sich die Sache dreht.“

Andrija machte noch etliche fünfzehn Versuche, beim Vater zu beginnen, aber immer vergebens. Endlich rückte er mit der Tatsache heraus: daß ihm sein Bruder gestern eine Ohrfeige gegeben habe.

„Hm!“ machte der Richter, „also Dein Bruder hat ihm eine Ohrfeige gegeben?“

„Wem — ihm?“

„Na, dem Vater, sagst Du!“

„Nicht doch, hochmögender Herr, mir hat er eine Ohrfeige gegeben.“

„Höre einmal, Kerl, Du bist vollkommen verrückt. Wie kann Dich der tote Vater hauen?“

„Nicht doch, hochmögender Herr! Mein Bruder Laso hat mir eine Ohrfeige gegeben.“

„Und was hat das mit der Leiche Deines Vaters zu schaffen, wenn ich bitten darf?“ fragte der Richter bißig und gereizt.

„Nichts, hochmögender Herr. Laso hat mich geohrfeigt, und ich will ihn hagen.“

„Ist denn Laso tot?“

„Nein, hochmög.“

„Na also???“

„Ich habe ja nicht gesagt, daß jemand tot sei, obzwar mein Vater wirklich —“

„Dein Vater lebt also? Vorher hast Du gestanden, er sei tot.“

„Gewiß, er ist tot, aber er gehört nicht zur Sache. Mein Bruder, der lebt, heißt Laso. Laso hat mich geohrfeigt, und ich will ich hagen.“

„Endlich ist's heraus! Warum hast Du Dich nicht gleich klar ausgedrückt?! Er, der Laso, hat Dir also eine Ohrfeige gespendet. Und hast Du ihm sie zurückgegeben?“

„Nein, hochmögender Herr!“

„Warum nicht?“ schrie der Richter.

„Er ist ein starker Mann“, meinte Andrija verlegen.

„Wie? Soll ich Dir etwa helfen gehen?! Sinnnnaus, oder ich lasse Dich von den Panduren befördern, daß Du Deine Knochen im Leintuch nach Hause tragen kannst! Das fehlte mir noch, daß ich für jedes Bauernkopfstück eine besondere Tagfahrt mit Sachverständigen anordnen müßte!“

Andrija ging. Als er wieder heimfuhr im rasselnden Fuhrwerk, schwang er die Tschutora traurig gen Himmel, tat einen Schluck vom Neuen und sang ein ganz neu gedichtetes Kolog'stanzel:

Andro, mach Dich selber nicht zum Narren,  
Trinke Schnaps und bleib auf Deinem Narren.  
Und den Stadtherrn lasse die Gerichte,  
Haut Dich einer, antwort — ins Gesicht. —

(Nachdruck verboten.)

## Die Bewegungsfreiheit des Menschen.

Bewegungen auszuführen, bezw. sich selbst zu bewegen, ist eine den Tieren und dem Menschen eigene Fähigkeit; Pflanzen besitzen sie im allgemeinen nicht. Die Grundursache des Lebens bei Tieren und Pflanzen ist der Stoffwechsel; er geht unausgesetzt vor sich, wenn auch sein Tempo beschleunigt oder verlangsamt werden kann. Verlangsamung ist es z. B. bei den überwinterten Pflanzen im Winter und zu dieser Zeit auch bei vielen Tieren (Winterschlaf). Beim Stoffwechsel werden ohne Unterbrechung gewisse Stoffe verbrannt und dadurch im Lebewesen Wärme erzeugt. Dadurch haben die Tiere und Pflanzen eine eigene Wärme, die sie in sich selbst hervorbringen, Wärme aber ist Kraft. Die Lebewesen besitzen also eine dauernd fließende Kraftquelle in sich selbst. Die Eigenwärme ist bei den Pflanzen im allgemeinen nicht so hoch wie bei den Tieren; sie wird bei ihnen hauptsächlich in Wachstum (Ausdehnung), bei den Tieren aber hauptsächlich in Bewegung d. i. Arbeit umgesetzt. Eine Dampfmaschine wird durch die in ihr erzeugte Wärme in Gang gesetzt und erhalten, so auch das Tier und der Mensch. Hört der Stoffwechsel und damit die Wärmeerzeugung auf, was gleichbedeutend ist mit dem Tode, so hören auch die Bewegungen auf, es wird keine Arbeit mehr geleistet. Manche Tiere erzeugen höhere Wärme in sich als andere. Man hat von diesem Gesichtspunkte aus die Tiere eingeteilt in „Warm- und Kaltblüter“. Im allgemeinen besitzen die Landtiere höhere Wärme als die im Wasser lebenden Tiere; sie sind infolgedessen auch „kraftvoller“ und setzen mehr Wärme in Bewegung um, sie sind lebhafter. Ein Hund oder ein Vogel bewegt sich im Durchschnitt mehr als die träge Schildkröte oder auch als ein Fisch; ein Insekt ist reger als ein Krebs. Jedem Tier ist also in seiner Eigenwärme eine gewisse Menge von Kraft gegeben, die es ihm nicht nur ermöglicht, sondern es sogar zwingt, sich zu bewegen.

Eine Bewegung im tierischen Körper kommt stets zustande durch Zusammenziehung eines Muskels bezw. einer Muskelgruppe. Durch eine solche Zusammenziehung wird gleichzeitig ein anderer Muskel ausgedehnt und es werden zwei gegeneinander verschiebbare feste Teile des Körpers — meist sind es Knochen, an denen die Muskeln entspringen und ansetzen — bewegt. Durch die Zusammenziehung einer gewissen Muskelgruppe wird z. B. der Unterarm gegen den Oberarm bewegt, durch die anderer das eine Bein gehoben usw. Am häufigsten und stärksten bewegt werden die besonderen Fortbewegungswerkzeuge, beim Menschen Arme und Beine, beim Vogel hauptsächlich die Flügel; sie leisten die meiste Arbeit am Körper. Aber auch durch andere Bewegungen wird Arbeit geleistet, z. B. durch das Kauen und Weissen, durch das Schreien der Tiere oder das Sprechen beim Menschen. Die Arbeit des tierischen Körpers beruht also auf Zusammenziehungen von Muskeln, die

ihrerseits durch die in der Nervenzentrale aufgespeicherte und hier als Spannung sich äussernde Wärme hervorgerufen werden. Diese Spannung wird auf dem Wege von „Leitungen“, den Nerven, in die Muskelstätigkeit umgesetzt.

Für den Beobachter macht das Tier und der Mensch seine Bewegungen aus sich heraus. Der Mensch bewegt sich oder er bewegt sich nicht, er bewegt sich langsam oder intensiv, ganz wie es ihm beliebt, und das ist es gerade, was ihm und auch dem Tiere das Wesenhafte und auch das Persönliche verleiht und ihre Bewegungen von den automatischen einer Maschine unterscheidet. Tier und Mensch machen ihre Bewegungen willkürlich, sie haben freien Willen. Wir sagen auch nicht: das Tier wird in Bewegung gesetzt, sondern: es bewegt sich. Und doch ist die Freiheit und Willkür der Bewegungen bei allen Tieren begrenzt; selbst der Mensch, der doch den ausgeprägtesten freien Willen besitzt und am meisten Person ist, ist nicht völlig Herr seiner Bewegungen.

Zunächst muß sich der Mensch bewegen, er besitzt einen gewissen Bewegungszwang. Er kann nicht längere Zeit in völliger Ruhe verharren, schon nach kurzer Zeit fühlt er den Drang zu Bewegungen. Der Bureaubeamte hat nach seinem Dienst, der ihn zu relativer körperlicher Ruhe zwingt, das Bedürfnis nach einem Spaziergang; in den Pausen einer langen Sitzung ergehen sich die Richter oder Parlamentarier in den Wandelgängen. Nach dem Unterricht, der die Schüler zu einer gewissen körperlichen Ruhe verurteilt, stürmen sie unter lautem Geschrei ins Freie. Der Gefangene geht in seiner Zelle unruhig auf und ab, wie ein Löwe im Käfig, den sein Bewegungszwang täglich Hunderte von Malen hin- und herlaufen läßt. Würde einem Menschen jede Möglichkeit sich zu bewegen genommen, so würde sich die Spannung seiner Nerven derart steigern, daß er in Raserei verfiel. Eine Vorstufe dazu zeigt uns der Hund, der Tag und Nacht an die Kette gelegt ist. Er wird wütend und bissig, losgebunden vollführt er die tollsten Sprünge, wodurch die aufgespeicherte Spannung ausgelöst wird. Auch der aus seiner Gefangenschaft erlöste Mensch stürmt und jagt hinaus. Wesentlich beeinflusst wird der Bewegungszwang des Menschen durch Stimmungen. In der Freude tanzt und springt er und jauchzt er; Trauer setzt seine Tatkraft herab, er zeigt Unlust gegen jede Bewegung, selbst zum Essen und Sprechen. Auch die Angst steigert den Bewegungszwang: „Die Angst treibt mich.“ „Die Angst läßt mir keine Ruhe.“ Ebenso erhöhen Wut und Jorn das Bedürfnis nach Betätigung und nicht selten werden sie durch eine energische Bewegung (Ohrfeige oder dergleichen) ausgelöst. Wie der Mensch sich nicht dauernd in Ruhe halten kann, so kann er sich auch nicht fortwährend bewegen. Der Arbeit folgt die Ruhe, dem wachen Zustand der Schlaf, der Anstrengung die Ermüdung. Es vollziehen sich also die Arbeitsleistungen des Körpers in steten Schwankungen. Auch in der Wahl seiner Bewegungen ist der Mensch der Beschränkung unterworfen. In der Freude werden meist ganz unwillkürliche, automatische Bewegungen vollführt, die Ueberlegung ist mehr oder weniger ausgeschaltet. Daher kann der freudig Erregte oft nicht „ruhig und sachlich“ sprechen; um so lauter wird er unartikulierte Laute hervorstoßen. Die Wahl der Bewegungen und damit auch die Sprechfähigkeit wird fast gänzlich aufgehoben beim „Schred“. Hier werden alle Muskeln des Körpers zusammengezogen; die Arme, die Beine und der ganze Körper wird infolgedessen „starr“, keine einzige besondere Bewegung ist möglich. Die Sprechfähigkeit ist gelähmt, die Stimme „ersticht“. Die Vorstufe zu dieser allgemeinen Muskelzusammenziehung, der Starre, sehen wir bei der Angst; bereits hier zeigen alle Muskeln die Neigung sich zusammenzuziehen; infolgedessen zittert der Mensch. Der Bewegungszwang ist nun nicht bei allen Menschen gleich stark. Die Jugend ist feuriger als das Alter; sodann sind die Temperamente verschieden. Es gibt impulsive, unruhige Menschen, die ihr Bewegungszwang fast nicht zur Ruhe kommen läßt, sie vielmehr leicht zu Taten und Worten veranlaßt, und es gibt ruhige kalte Naturen, die jede Tat und jedes Wort abwägen.

Daß das Weizen, Kauen und auch das Sprechen ebenfalls als Arbeit in unserem Sinne aufzufassen ist, haben wir bereits erwähnt. Die verschiedenen Tätigkeiten stehen eben zu einander in einem Abhängigkeitsverhältnis, eine Tätigkeit kann für die andere eintreten. Mit dem Alter beginnen die Kräfte abzunehmen, und gleichzeitig die Bewegungsorgane, die spezifischen „Arbeiter“, die Arme und Beine, steif zu werden. Dennoch besitzt der Greis vermöge seiner Eigenwärme einen gewissen Bewegungszwang. Da aber die Steifigkeit der Glieder ihre Bewegung immer mehr erschwert, so wird die leichtere Arbeitsleistung, das Sprechen, immer mehr vorgezogen, und so macht das Alter den Menschen geschwächig. — Dr. Emil König.

### Kleines feuilleton.

— Der Funkenntag im badischen Oberland. Aus dem Badischen wird der „Frankf. Z.“ geschrieben: Ein alter Brauch ist an vielen Orten des badischen Oberlandes (auch mancherorts im Elsaß) heute noch in Schwung und wird infolge der Bestrebungen, alte Sitten und Gebräuche zu erhalten, in den letzten Jahren sogar mehr ausgeübt. Es ist dies das Scheibenschlagen an der sogenannten „alten“ oder Frauenfastnacht (acht Tage nach Fastnachts-sonntag). An manchen Orten wird dafür auch ein späterer

Sonntag gewählt, allgemein aber wird der Tag der Funken-sonntag genannt. Die Knaben gehen einige Tage vorher von Haus zu Haus und bitten mit einem Sprüchlein um Holz, das ihnen zu dem Zwecke in mancherlei Gestalt (alten Fasern, Balken, alten Christbäumen u. dgl.) gern gegeben wird. Vor dem Ort werden dann große Haufen Holzes aufgeschichtet und am Funkensonntag nach Eintritt der Dunkelheit in Brand gesetzt. Durchlöcherter viereckiger Bretter werden an lange Haselruten gesteckt und in dem Feuer zum Glimmen gebracht. In kräftigem Schwung werden sie dann von Jung und Alt auf ein schiefstehendes Brett geschlagen, so daß sie, von der Haselgerte abgleitend, funkenschützend in feurigem Bogen durch die Luft sausen; dabei wird der Name der Person ausgerufen, zu deren Ehren die Scheibe geschlagen wurde.

„Schibó, Schibó,  
Wem soll die Schibe geh?  
Dem . . . soll die Schibe geh!“

Je höher und weiter der feurige Bogen, in welchem die glühende Scheibe durchs Dunkel steigt, desto ehrenvoller ist der Schlag für die Person, der er gilt. Von fern gesehen gewähren die leuchtenden Scheiben in der dunklen Nacht einen prächtigen Anblick. Das Scheibenschlagen war nach altgermanischem Brauch eine Begrüßung des neuerwachten Frühlings und galt der Sonne, die wieder lebenswährend ihre warmen Strahlen herabzusenden beginnt. Es ist selbstverständlich, daß ein Gebrauch, der aus so alter Zeit stammt und sich nur auf mündliche Ueberlieferung und nachahmende Ausübung stützt, nicht überall mehr gleichmäßig gefeiert wird. Manche Fastnachtsgebräuche verbinden sich mit dem Scheibentag. Aber wenn auch hier und da sich Unterschiede finden, die frohe Begeisterung und das zähe Festhalten an diesem schönen Brauch ist überall gleich und überrascht jeden, der zum erstenmal mit dabei ist. Nicht nur auf den Dörfern, sondern auch in vielen Städten des badischen Oberlandes wird diese alte Sitte geübt, so u. a. auch in Emmendingen. Der „Badische Verein für Volkstunde“ beschloß in einer vor kurzem in Freiburg i. Br. abgehaltenen Sitzung, das diesjährige Scheibenschlagen in Emmendingen zu besuchen. Auch sonst finden sich alljährlich in Emmendingen zu diesem Volkstest eine große Zahl von Zuzuhauern, besonders aus dem nahen Freiburg, ein. —

### Humoristisches.

- Ein edler Chef. Chef: „Was ist denn mit Ihnen los; Sie trinken zum Frühstück eine Flasche Wein?“ Buchhalter (bescheiden): „Nur ausnahmsweise, weil ich heute gerade fünfundzwanzig Jahre in Ihrem Geschäft bin!“ Chef: „Wie, und dazu laden Sie mich nicht 'mal ein?“
- Darum. Richter: „Aber wie konnten Sie dem Kläger nur gleich die Honigbüchse an den Kopf werfen?“ Angeklagter: „Es stand „Schleuderhonig“ darauf.“
- Der Salontiroler. „Der Schupplattler ist sehr nett . . . ich hab' bereits zwei Paar — Handschuhe dabei durchgetanzt.“

(„Wegendorfer-Blätter“.)

### Notizen.

- Ueber japanische Jugenderziehung wird morgen (Donnerstag), 8<sup>1/2</sup> Uhr abends, Professor Yoshida aus Tokio in der Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstraße 13/14, sprechen. Die Eintrittskarte kostet 50 Pf.
- Das Schauspielhaus bereitet eine Wiederaufnahme von Gustav Freytags „Valentine“ vor.
- „Casanova“, die neue Operette von Kapeller, geht in den ersten Tagen des März im Central-Theater zum erstenmal in Szene.
- Der dritte musikalisch-pädagogische Kongreß tagt vom 9. bis 11. April in Berlin. Die Sitzungen finden im Reichstagsgebäude statt. Auf der Tagesordnung steht u. a.: „Die Reform auf dem Gebiete des Schulgesanges“.
- Auf dem Riesengebirge ist die jährliche Regenhöhe dreimal so groß wie in der Nähe von Berlin.
- t. Die größte Kälte, die bisher jemals beobachtet worden ist, hat Professor Dżetowski in Krakau auf dem Wege des Experiments erzeugt, wie er der dortigen Akademie der Wissenschaften mitgeteilt hat. Dieser Forscher beschäftigt sich seit Jahren mit der Verflüssigung von Gasen und hat auch viele Erfolge nach dieser Richtung erzielt. Nur das Helium hat ihm dauernd widerstanden. Kürzlich machte Dżetowski wieder einen neuen Angriff auf dieses seltene Gas, ohne es jedoch besiegen zu können. Dabei gelang es ihm aber wenigstens, einen neuen Rekord der niedrigsten Temperatur aufzustellen. Er kühlte das Helium durch festen Wasserstoff auf —250 Grad ab, indem er es gleichzeitig unter einen Druck von 180 Atmosphären versetzte, dann wurde der Druck plötzlich nachgelassen, wodurch die Temperatur bis auf —271,8 Grad sank. Diese Temperatur liegt nur noch 1,7 Grad über dem sogenannten absoluten Nullpunkt der Temperatur, also der größten Kälte, die theoretisch überhaupt denkbar ist und die Temperatur des leeren Weltraumes darstellen soll. —